

„Sie können uns töten, aber niemals besiegen“

Von Julian Reichelt

Es ist der Krieg unserer Zeit – der Krieg gegen den Terror. Vor genau sechs Jahren marschierten US-Truppen in Afghanistan ein. Seitdem tobt am Hindukusch eine Schlacht, die von Jahr zu Jahr blutiger wird. 6000 Menschen starben dieses Jahr.

Heute soll das deutsche Afghanistan-Mandat verlängert werden. Mit einer Eliteeinheit der US-Armee, der „82nd Airborne“, war BILD auf der Jagd nach den Taliban.

Durch die gepanzerten Fenster unseres Humvee-Jeeps sah ich Kinder, die in der Abenddämmerung auf einem Friedhof spielten. Sie ließen Drachen steigen. Die Silhouetten der Zukunft auf den Gräbern der Vergangenheit. Tod und Hoffnung liegen in Afghanistan dicht beisammen, dachte ich, während wir vorüberrollten.

Die Provinz Paktia im Südosten des Landes. Rote staubige Berge, in deren Höhlen sich noch immer Hunderte Taliban-Kämpfer verschanzen. Seit genau sechs Jahren tobt hier der Krieg der US-Armee gegen die Basis des weltweiten Terrors. Woche für Woche gibt es Tote, fast 400 junge Amerikaner ließen schon ihr Leben, 12000 Kilometer entfernt von Kentucky, Ohio, Oklahoma. Das Dröhnen schwerer A-10-Bomber („Warzenschweine“ genannt) hängt jeden Tag über den Bergen, durch die wir nun fahren. Taliban-Anführer Mullah Omar soll sich irgendwo hier verstecken. Osama bin Laden flüchtete einst vor nahenden US-Truppen in diese zerklüftete Landschaft.

„Wo die Straßen aufhören, fangen die Taliban an“, sagt man hier. Mit den legendären US-Fallschirmjägern der „82nd Airborne“ sind wir unterwegs in der Provinz Paktia, auf der Jagd nach den Taliban. Der Kommandeur der Einheit, Lieutenant Colonel David Woods (41), hat uns seinen Plan so beschrieben: „Wir setzen uns direkt in ihren Vorgarten und warten, bis sie auf uns schießen – und sie werden auf uns schießen. Und dann wissen wir, wo sie sind. Sie können einen meiner Männer töten. Sie können mich töten. Aber sie können uns nicht besiegen. Wir wollen den Feind von der Bevölkerung, die endlich Frieden will, trennen. Wir müssen das Vertrauen der Menschen gewinnen und sie davon überzeugen, dass sie mit uns eine bessere Zukunft haben.“

Sechs Jahre nach Beginn der „Operation Enduring Freedom“ hat die Freiheit es noch nicht in diese Region geschafft. Wir sehen Dorf-Ruinen ohne Strom und fließendes Wasser, Frauen verhüllt von schweren Burkhas. Wir fahren vorbei an neuen Schulen, in denen Taliban die Lehrer bezahlen.

„Viele Kinder lernen hier noch immer, auf uns zu schießen, wenn sie mal groß sind“, erzählt mir einer der Soldaten.

Sechs Jahre nach dem 11. September ist dieser Teil Afghanistans wie ein Acker – gute Saat auf schlechtem Boden. Bei Tag ist Frieden, nachts ist Krieg.

Als wir am ersten Abend unser Lager am Rücken eines Hügels aufschlagen, sehe ich, wie Mütter ihre Kinder in die Häuser rufen. Ein schlechtes Zeichen. Ein Zeichen für Ärger. Die Mütter hier, die so viele Söhne an drei Jahrzehnte Krieg verloren haben, wissen, wann sie ihre Kinder beschützen müssen.

Im offenen Gelände sind unsere Humvee-Jeeps zu einer Wagenburg geparkt. In der Deckung ihrer Stahlpanzerung schlafen wir ein. Zwei Stunden später erwachen wir im Krieg. „Incoming!“, brüllt einer der Wachsoldaten. Im Halbschlaf höre ich das Pfeifen von Mörsergranaten. Dann Explosionen, Blitze in der Vollmondnacht.

Wir klettern in die Jeeps und fahren los. Auf schwarzweißen Laptop-Monitoren sehen wir das Kamerabild einer unbemannten Drohne. Wir sehen vier Männer, die ein paar Kilometer von uns entfernt in einen Waldstreifen flüchten. Schon bald kreisen „Apache“-Kampfhubschrauber über uns. Die Jagd beginnt.

„Wenn einer von denen schnell ins Paradies will, helfe ich ihm fuckin’ gern dabei“, sagt einer der Soldaten.

Mehrere Trupps der „82nd Airborne“ kreisen die Taliban-Kämpfer ein. Wir hören dumpf hallende Schüsse und sehen zuckendes Mündungsfeuer. Stunden später stehen wir auf einem Feld. Bizarren verdreht liegt ein junger Mann auf dem Boden. Teile seines Unterleibs sind von Kaliber-.50-Geschossen weggerissen. Neben ihm eine Kalaschnikow.

„Er ist mit erhobener Waffe auf einen unserer Humvees losgelaufen“, sagt Lieutenant Colonel Woods. „Wir haben sein Gewehr gerade untersucht. Er hatte vergessen, es durchzuladen. Er war entweder in Panik oder völlig untrainiert. Sehen Sie sich an, wie diese jungen Leute hier verheizt werden. Der Kerl hatte keine Chance.“

Es ist leicht, sich die Taliban als erbarmungslose, blutrünstige Bande vorzustellen. Aber die Wahrheit ist oft schwieriger. Die Wahrheit in dieser Nacht, in diesem Feld sieht so aus: ein Bauernsohn, 24 Jahre alt, ungebildet, aufgehetzt, ahnungslos. Auf dem blutverschmierten Handy, das er bei sich trug, sind Videos von Selbstmordanschlägen im Irak. Zerfetzte Humvees, tote GIs. Aber da sind auch Fotos von seiner Familie – und bunte Filmchen von indischen Nackttänzerinnen.

So viel zum Heiligen Krieg.

„Es ist wirklich fast tragisch“, sagt Lieutenant Colonel Woods. „Wir sind hier, um das Vertrauen dieser Leute zu gewinnen und nicht, um sie zu töten. Aber manchmal haben wir keine andere Möglichkeit. Mit diesem Vorfall werden wir zum Ältestenrat des Bezirks gehen und sie fragen, ob sie das wirklich weiter dulden wollen.“

Ein Junge, der tot im Dreck liegt, ist immer ein beschissener Anblick. Egal, wofür er gekämpft und an welchen Irrsinn er geglaubt hat.

Plötzlich klingelt das Handy des Toten. Der Ton ist ein religiöser, arabischer Gesang. Die ganze Nacht durch wird es noch klingeln.

Nahe der Leiche sitzen rund zwanzig Männer, vorläufig festgenommen. Drei von ihnen gehören zu der Mörser-Einheit des Toten. Aber es ist nahezu unmöglich, die Schuldigen zu finden. Sie haben ihre Waffen versteckt und tragen keine Uniformen.

Das Waffenlager der Taliban-Kämpfer werden die US-Soldaten wenig später finden. Mörsergranaten, Kalaschnikows, Panzerfäuste sind im Innenhof eines Bauernhauses versteckt – zwischen kleinen Kindern, die dort im Staub spielen.

„Natürlich wissen wir, wer die Taliban sind“, sagt uns einer der Dorfbewohner. „Aber wir wollen keinen Ärger mit ihnen. Wir haben Angst um unser Leben. Deswegen sagen wir nichts.“

Afghanistan ist ein Land, das schmerzlich gelernt hat zu schweigen.

Am nächsten Morgen steht Lieutenant Colonel Woods vor dem Ältestenrat des Bezirks. Er blickt in misstrauische bärtige Gesichter: „Ich bin nicht hier, um Menschen zu töten“, sagt er. „Ich will keine Häuser bombardieren. Ich will, dass es friedlicher wird. Wenn wir junge Männer töten, schaffen wir nur neue Probleme. Aber es gibt Momente, in denen wir zurückschießen müssen – so wie letzte Nacht. Sprechen Sie mit Ihren Leuten. Helfen Sie mir, diesen Bezirk sicherer zu machen.“

„Keine Ahnung, ob ich lebend nach Hause komme“

BILD vom 13. Oktober

Es ist ein Krieg, der noch Jahrzehnte dauern könnte – der Krieg gegen den Terror in Afghanistan. Gestern stimmte der Bundestag mit 453 zu 79 Stimmen für den weiteren Einsatz der Bundeswehr am Hindukusch (3500 Soldaten).

BILD hat eine US-Elite-Einheit in der schwer umkämpften Provinz Paktia begleitet. Junge Männer der „82nd Airborne“, die sich nach dem 11. September freiwillig zur Armee meldeten. Dies ist ihre Geschichte.

Einen Sanitäter habe ich gefragt, was Soldaten spüren, wenn sie auf eine Mine fahren. „Wenn sie Glück haben, gar nichts mehr“, war seine Antwort. Und wenn sie kein Glück haben?

Dann das: den brutalen Schlag der Explosion. Eine staubige Hitzewelle voller Schmutz, Schutt, Splitter. Taubheit im ganzen Körper. Den mörderischen Druck des Motorblocks, der durch die berstende Stahlpanzerung in den Jeep schleudert. Nach dem Schock den Schmerz von Brand-, Schnitt- und Schrapnellwunden.

Und dann, wie das Leben langsam weicht. Manchen wird kalt, manche weinen, manche sterben leise.

BILD in Afghanistan, unterwegs mit US-Fallschirmjägern der „82nd Airborne“ im Krieg gegen den Terror der Taliban. Fast 400 GIs ließen hier in den letzten sechs Jahren ihr Leben.

Viele junge Männer, die hier kämpfen, haben bereits einen Einsatz im Irak überlebt. Nichts fürchten sie so sehr wie „IEDs“ – das Kürzel für „Improvised Explosive Devices“. Selbst gebastelte Bomben, von Taliban in den sandigen Straßen des Landes vergraben.

Das Gewicht der Militärjeeps zündet die Sprengsätze – und oft bleiben nur Trümmer übrig. Fünf Tage lang fuhr ich mit den Soldaten im ersten Humvee eines Konvois. „Den Ersten trifft’s am häufigsten“, sagte mir Specialist William Fox (22) grinsend, als ich einstieg.

Im engen Humvee sitze ich mit Platoon Sergeant Jason McCormick (27) aus Coshocton, Ohio. Wir ruckeln mit 15 km/h über eine Geröllpiste. McCormicks angespannt schmale Augen suchen die Straße ab nach aufgewühlten Stellen, an denen etwas vergraben sein könnte: „Ich möchte eine IED weder treffen noch verpassen. Denn wenn es mich nicht trifft, trifft es wahrscheinlich einen der Wagen hinter mir.“

Schon zwei Mal war McCormick im Irak. „Ich habe da eine Menge gesehen“, erzählt er. „Du bist unterwegs, ein Konvoi überholt dich, und ein paar Hundert Meter weiter werden sie von so einer Scheiß-Bombe zerrissen. Du denkst: ‚Fuck, die war eigentlich für mich gedacht‘, dann siehst du, wie deine Kameraden da liegen.“

Im Irak überlebte McCormick zwei IEDs. Es gibt dann eine Tradition: den „Second-Life-Dance“. Die Soldaten tanzen auf den zerfetzten Jeeps und machen Fotos. Sie feiern ihr zweites Leben.

Die Humvees sind wie rollende Burgen. Jede der gepanzerten Türen wiegt 113 Kilo. In einer Dachluke steht der „Gunner“ hinter einem schweren Maschinengewehr, neben dem Beifahrer flimmern Landkarten und Satellitenbilder auf einem Monitor. Die Panzerung der Humvees stoppt Kalaschnikow-Kugeln und Panzerfaustgranaten.

„Nur mit den IEDs haben wir ein Problem“, sagt McCormick. „Die Taliban bauen sie teilweise aus drei russischen Anti-Panzerminen.“

Im Juli fuhr McCormick in Afghanistan auf eine IED. Mit einem dröhnenden Knall schlug der Motor gegen seine Beine. „Zwei Tage lang konnte ich mich an nichts erinnern“, erzählt er.

Für diese Verletzungen wird McCormick mit dem „Purple Heart“ ausgezeichnet. Das Verwundetenabzeichen der Army. Seine Kameraden ziehen ihn auf. „Was soll man zu einem sagen, der ein verdammtes Purple Heart bekommt?“, scherzt einer. „Weiter so?“

Was bedeutet dir dieses Abzeichen?, frage ich ihn.

„Es erinnert mich daran, dass ich überlebt habe – und so viele andere nicht.“

Platoon Sergeant McCormick wird mein persönlicher Held dieser Tage. Er dirigiert unseren Konvoi sicher über die verminten Schotterpisten. 14 IEDs entdecken die Soldaten in dieser Woche. Ein paar Mal zerreißen die Minen Humvees auf Straßen, auf denen wir Stunden zuvor gefahren sind.

Auch ein Jeep, in dem ich kurz vorher noch saß, wird zerstört. Das ist so zermürend an Krieg: Man kann im einen Moment das größte Glück haben – und sterben im nächsten Moment, wenn man gerade erleichtert ausatmet. „Mit dieser Situation leben wir jeden Tag“, sagt McCormick. „15 Monate.“

Nur einmal in den 15 Monaten dürfen sie für 18 Tage Urlaub nach Hause. Der Rest ist Staub, Feldbett, enge Baracken, das Schnarchen der Kameraden. Der minzige Geruch von Kautabak,

Kippen, Kerosin und alten Socken. Und kämpfen. Weiterkämpfen, auch wenn ein Freund in einer Kiste nach Hause fliegt.

„Die Jungs leben mit all diesen Entbehrungen wegen des 11. Septembers“, sagt McCormick. „Wegen der Anschläge haben sich die meisten von ihnen freiwillig zur Armee gemeldet.“

Der aufreibende Alltag macht aus Männern Brüder der „Generation 11. September“. Junge Brüder mit alten Augen. Sie sprechen nicht die Sprache der Generäle und Pressekonferenzen. Sie sprechen die rohe Sprache der Schützengräben.

„Afghanistan ist ein verdammtes Höllenloch“, sagt mir Sergeant William Weigel (26). „Die Leute hier wissen, wie sie Bomben basteln, um uns in die Luft zu jagen. Aber sie wissen nicht, wie man sich den Arsch mit Klopapier abwischt. Statt dessen benutzen sie ihre Hand.“

„Die Army ist super, solange man nicht erschossen wird“, sagt mir ein anderer. „Wir sind alle hier, weil wir nach dem 11. September gegen diese verdammten Terroristen kämpfen wollten. Aber wir zahlen einen hohen Preis.“

Neulich habe ich mit einem Kumpel telefoniert. Er heißt Dewey. Dem haben die Taliban die Beine weggeschossen. Aber er war gut drauf. Er gewöhnt sich langsam dran, dass er keine verdammten Beine mehr hat.“

Mit dem Soldaten Bruce Patrick (32) aus Oklahoma sitze ich an einem eiskalten Morgen in der Deckung eines Humvees. Wir sehen uns den Sonnenaufgang an, rauchen und pusten den Rauch in unsere Hände.

Specialist Patrick ist der Arzt der Einheit. „Vor sechs Jahren bin ich an meinem Geburtstag aufgewacht und habe mir ein Bier geholt, um für den Tag in Stimmung zu kommen“, erzählt er mir. „Ich hab den Fernseher eingeschaltet und sah ein Flugzeug ins World Trade Center einschlagen.“

„Das war’s wohl mit meinem Geburtstag“, habe ich gedacht. „Und zwar für immer.“ Oder möchtest du am fuckin’ 11. September Geburtstag haben?“ Patrick meldete sich zur Army.

Er wusste, es würde Krieg geben. „Ich weiß, wie man eine Arterie abklemmt, ohne dass man hinterher das verwundete Bein amputieren muss. Ich will den Jungs hier helfen zu überleben.“

Patricks Vater war Soldat in Vietnam. Sein Großvater kämpfte in der „82nd Airborne“ gegen die Nazis. „Sie haben beide überlebt. Ich werde auch überleben. Wir haben das Überleben in den Genen. Wenn ich mit Afghanistan fertig bin, will ich so schnell wie möglich in den Irak. Ich gehöre dahin.“

• Platoon Sergeant McCormick sagt: „Ich bin hier, um aus Afghanistan ein besseres Land zu machen. Je größer mein Einsatz, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, dass meine Kinder eines Tages hierher müssen.“ Was denkt er über die Generation des 11. September? „Die Welt sollte stolz auf diese Jungs sein. Keinem von ihnen kann ich versprechen, dass er es heil nach Hause schafft. Trotzdem erledigen sie hier ihren Job.“

McCormick hat noch neun Monate in Afghanistan. Hat er ein Gefühl, ob er sicher nach Hause kommt?

„Ich weiß es nicht“, sagt er. „Ich werde einfach tun, was ich tun muss, um am Leben zu bleiben. Und ich denke an diesen Moment, den ich nach den Irak-Missionen schon zwei Mal erlebt habe. Zu Hause landen, mit dem Bus zu deiner Familie fahren und wissen: ‚Oh, Gott, ich habe es geschafft.‘ Das ist das Allergrößte. Mein Sohn ist jetzt fünf. Er hat gesagt, ich soll mich beeilen, damit wir endlich zusammen angeln gehen können.“

Zu Hause in den Wäldern von Coshocton, Ohio.